

ERIKA THOMALLA

## SENDESCHLUSS

Freundschaften beenden im 18. Jahrhundert

Die Beendigung einer Freundschaft ist im 18. Jahrhundert nicht vorgesehen. In den theoretischen Abhandlungen zur Freundschaft wird fehlende Beständigkeit als schweres Delikt behandelt: »[M]it einem Freunde brechen, ihn verrathen« gilt als »Verbrechen« gegen die Freundschaft.<sup>1</sup> Selbst einen »ungetreuen Freund« – also einen Freund, der seinerseits gegen die Pflichten der Freundschaft verstoßen hat – darf man nicht hassen.<sup>2</sup> Man sollte sich vielmehr in Nachsicht üben und versuchen, ihn zu bekehren. Denn eine Person, die man »einmal werthgeschätzt ha[t], kann nicht ohne alle Verdienste seyn. Sie muß werth seyn gebessert und wiedergewonnen zu werden.«<sup>3</sup> Justus Möser fordert 1769 in einem kurzen Beitrag mit dem Titel *Politick der Freundschaft* aus diesem Grund sogar, einem untreuen Freund zu verheimlichen, dass man von seinem Verrat wisse. Denn ein rechtmäßig Beschuldigter, so Möser, »flieht uns« aus eigener Scham erst recht und »haßt uns leicht«.<sup>4</sup> Er müsse daher im Glauben bleiben, »daß wir sein Verbrechen nicht wissen. Hierdurch wird er allmählich sicher; bemüht sich erst etwas wieder gut zu machen, wird immer eifriger, und zuletzt, nachdem er uns viele neue Beweise von seiner Redlichkeit gegeben, wagt er es, Verzeihung für das vergangene zu erwarten und zu bitten.«<sup>5</sup> Wer eine Freundschaft schließt, verpflichtet sich zur dauerhaften Aufrechterhaltung der Beziehung, selbst wenn das zeitweise nur einseitig geschieht. Ein Freund, der den Titel einmal tragen durfte, bleibt ein Freund – ob er will oder nicht.

Auch in den zeitgenössischen Briefstellern bildet die Kündigung von Freundschaften eine Leerstelle. Muster für Abschiedsschreiben an Freunde gehen in

1 François-Vincent Toussaint, *Die Sitten*, aus dem Französischen [sic] übersetzt, Frankfurt und Leipzig 1751, S. 289.

2 Ebd.

3 Justus Möser, *Politick der Freundschaft*, in: *Patriotische Phantasien*. Erster Theil (zuerst erschienen in *Nützliche Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blate* vom 8. April 1769), hg. von seiner Tochter J.W.J. v. Voigt, geb. Möser, Berlin 1775, S. 213–216, hier S. 214.

4 Ebd.

5 Ebd. S. 215 f.

der Regel von einer räumlichen, nicht von einer emotionalen Trennung aus: Es handelt sich um Texte, die »Freunde bey ihrer Abreise einander zuschicken«. <sup>6</sup> Selbst sogenannte »Abmahnungs-Schreiben«, denen ein Konflikt oder ein Zerwürfnis vorangegangen ist, enden oft mit dem Versprechen, trotz allem »lebenslang« als »wohlmeynender« Freund und Ratgeber zur Verfügung zu stehen. <sup>7</sup> Musterbriefe, in denen eine Beziehung endgültig beendet wird, gibt es allenfalls in amourösen Zusammenhängen – etwa, wenn eine umworbene Frau kein Interesse an ihrem Verehrer zeigt und dieser sich höflich zurückzieht. <sup>8</sup> Der bewusst vollzogene Abbruch von Kommunikation unter Freunden erscheint offenbar als ein so wenig erstrebenswerter oder sogar undenkbarer Fall, dass er nicht einmal hypothetisch vollzogen wird.

Diese theoretische Zurückhaltung bedeutet allerdings keineswegs, dass Freundschaften im 18. Jahrhundert nicht in die Brüche gegangen und beendet worden wären. Daran ändert auch die Emotionalisierung und Individualisierung des Freundschaftskonzepts um die Mitte des Jahrhunderts nichts. Im Gegenteil: Die hohen Erwartungen, die mit dem emphatischen Freundschaftsbegriff an das Gegenüber gerichtet werden, bergen ein umso größeres Enttäuschungspotenzial. <sup>9</sup> Es ist deshalb kein Zufall, dass gerade ein zentraler Proponent des empfindsamen Freundschaftsdiskurses wie Johann Wilhelm Ludwig Gleim am Ende seines Lebens auf erstaunlich viele gescheiterte Freundschaften zurückblickt und sich beklagt, dass »einige [s]einer alten vertrautesten Freunde, [s]eine Haßer geworden« seien. <sup>10</sup>

Die brieflichen Kündigungsschreiben, die Gleim und seine von der Freundschaft enttäuschten Zeitgenossen verfasst haben, verdeutlichen die theoretische Schwierigkeit, das Ende von Freundschaften zu vollziehen, insofern, als sich der Akt des Kommunikationsabbruchs für die Beteiligten als höchst problematisch und prekär erweist. Wie sich im Folgenden zeigen wird, gibt es selbst nach der Beendigung einer Freundschaft häufig Angebote, die Kommunikation nicht ganz

6 August Bohse, *Gründliche Einleitung zu Teutschen Briefen*, Jena 1703, S. 309.

7 Christian Friedrich Hunold, *Die Allerneueste Art höflich und galant zu Schreiben, Oder Auserlesene Briefe, In Allen vorfallenden, auch curieusen Angelegenheiten, nützlich zu gebrauchen*, Hamburg 1703, S. 613 und S. 615.

8 Vgl. z. B. ebd., S. 337.

9 In literarischen Texten zeigt sich das vor allem daran, dass die Freundschaft hier unentwegt auf die Probe gestellt wird und sich als wahre Freundschaft beweisen muss. Vgl. Eckhardt Meyer-Krentler, *Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zur Einführung in die Forschungsdiskussion*, in: *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, hg. von Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino, Tübingen 1991, S. 1–22, hier S. 14.

10 Brief von Gleim an Wilhelm Heinse vom 4. Februar 1772, in: *Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse*, hg. von Carl Schüddekopf, Erste Hälfte, Weimar 1894, S. 47.

abbrechen zu lassen, sondern gleichsam in einen alternativen Beziehungsmodus zu überführen. Wo die Trennung hingegen endgültig vollzogen wird, besteht ein erheblicher Erklärungs- und Rechtfertigungsbedarf – und zwar nicht nur gegenüber dem einstigen Freund, sondern auch gegenüber gemeinsamen Freunden, die von dem Beziehungsende betroffen sind, nicht selten sogar gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit. Gerade deshalb erweisen sich Freundschaftskündigungen als besonders aufschlussreich, um die semantischen Leistungen sowie die sozialen und politischen Funktionen von Freundschaft im 18. Jahrhundert nachzuvollziehen.

Mit dem Ende einer Freundschaft steht nicht nur die Beziehung zwischen zwei Individuen, sondern zugleich das Leistungsversprechen einer sozialetischen Kategorie auf dem Spiel. Als eine Nahbeziehung, in der die Sphären des Privaten und der Öffentlichkeit nicht ausdifferenziert sind, fungiert die Freundschaft seit der Antike als eine Gründungsfigur des Sozialen.<sup>11</sup> Auch in den gesellschaftstheoretischen Entwürfen der Frühaufklärung wird an diese politische Dimension der Freundschaftssemantik angeschlossen.<sup>12</sup> Als Garant sozialer Stabilität soll die Freundschaft ein Gegenmodell zur Flüchtigkeit strategischer Allianzen bilden. Allerdings werden Freundschaften zunehmend als Beziehungsformen konzipiert, die »nur zwischen jeweils wenigen Personen realisierbar« sind.<sup>13</sup> Freundschaft stellt zwar die »Perfektionsform des Sozialen« dar, wird aber immer weniger für geeignet gehalten, »das soziale Ganze [zu] repräsentieren«.<sup>14</sup> Im Maße, wie die Freundschaft sich der ganzen Person und deren Individualität widmet, muss ihre willkürliche Beendigung ausgeschlossen werden. Denn das Prinzip der Freundschaft soll Kontingenz und Beliebigkeit gerade unterbinden und stattdessen Verlässlichkeit und Vertrauen stiften. Die Option, dass sich Neigungen oder Charaktere plötzlich ändern, ist daher nicht vorgesehen.<sup>15</sup>

11 Vgl. Jacques Derrida, *Die Politik der Freundschaft*, aus dem Französischen von Stefan Lorenzer, Frankfurt a.M. 2002.

12 Vgl. Meyer-Krentler, *Freundschaft im 18. Jahrhundert*, S. 8; Wolfram Mauser, *Geselligkeit. Eine sozialetische Utopie des 18. Jahrhunderts*, in: ders., *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*, Würzburg 2000, S. 17–49; Friedrich Vollhardt, *Freundschaft und Pflicht. Naturrechtliches Denken und literarisches Freundschaftsideal im 18. Jahrhundert*, in: *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, hg. von Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino, Tübingen 1991, S. 293–309.

13 Niklas Luhmann, *Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert*, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik Bd. 1*, Frankfurt a.M. 1980, S. 72–161, hier S. 148.

14 Ebd.

15 Zu dem Konflikt zwischen Trieb und Vernunft im Freundschaftskonzept siehe Wolfram Mauser, *Freundschaft und Verführung. Zur inneren Widersprüchlichkeit von Glücksphan-*

Damit erhellt die Beendigung von Freundschaften auch einen Aspekt der *Politik der Freundschaft*, der sich Jacques Derrida in seiner gleichnamigen Studie gewidmet hat. Derrida problematisiert die Freundschaft als sozialetische Kategorie vor allem wegen der »unerbittlichen Arithmetik«, die dadurch entstehe, dass man Freunde »wählen«, »auswählen«, »bevorzugen« müsse.<sup>16</sup> Dieser Prozess des Auswählens ist niemals vollständig abgeschlossen, sondern kann immer wieder neu und anders getroffen werden. Mösers Beitrag zur *Politik der Freundschaft*, den Derrida nicht erwähnt, weist auf ein analoges Problem hin: Die Utopie eines stabilen Sozialzusammenhangs zwischen zwei Individuen wird weniger durch ihre Fehlbarkeit, sondern vor allem durch ihre fehlende Standhaftigkeit gefährdet. Als privatisierte Perfektion des Sozialen bezeichnet die Freundschaft einen Beziehungstyp, der frei gewählt ist und auf persönlichen Neigungen beruht, sich aber dennoch oder gerade deshalb der Kontingenz zeitlich wandelbarer Gefühlslagen widersetzen muss. Freundschaften gehen vor diesem Hintergrund im 18. Jahrhundert mit hohen Anforderungen an den Einzelnen einher, die im Endstadium der Beziehung zur Sprache kommen. Im Moment des Scheiterns werden die Bedingungen des Befreudetseins und die Erwartungen an die Freundschaft, die zuvor häufig bloß implizit vorausgesetzt wurden, offen thematisiert. Nach ihrem Ende klärt sich, was die Freundschaft eigentlich von Beginn an hätte sein sollen.

## I. Freundschaftliche Pragmatik

Wo der Zweck der Freundschaft darin bestimmt wird, dass sich zwei »tugendhafte Leute« gegenseitigen »Nutzen« bringen, kennt dieser Beziehungstyp klare Funktionen und Grenzen. Noch für *Zedlers Universal-Lexicon* ist ausgemacht, dass eine »Freundschaft aufhöret, sobald man etwas mehr von einem Freund fordert« als einander gesellschaftliche »Pflichten und Gefälligkeiten« zu erweisen.<sup>17</sup> Wer zu viel von der Freundschaft verlangt oder aber seinen Pflichten nicht nachkommt, hat sich als Freund diskreditiert. Nach der Bestimmung des *Zedler-Lexikons* handelt es sich bei Freundschaften um zweckgerichtete Assoziationen, die zwar eine »Übereinstimmung der Gemüther« zur Voraussetzung haben,<sup>18</sup>

tasien im 18. Jahrhundert. Ein Versuch, in: *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, hg. von Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino, Tübingen 1991, S. 213–235, hier S. 214.

16 Derrida, *Die Politik der Freundschaft*, S. 43 und S. 46.

17 Art. »Freundschaft«, in: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, hg. von Johann Heinrich Zedler, Neunter Band, Halle und Leipzig 1735, Sp. 1837 f.

18 Ebd., Sp. 1838.

ihre Funktion aber vor allem darin erfüllen, dass die Beteiligten gegenseitig Vorteile aus ihr ziehen. Das eigene Leben oder eine Geliebte für den Freund aufzuopfern – ein Motiv, das seit Christian Fürchtegott Gellerts *Leben der schwedischen Gräfin von G\** (1747) literarisch Karriere gemacht hat –,<sup>19</sup> ist aus der Perspektive des *Zedler*-Artikels »einer wahren Freundschaft ganz zuwieder«.<sup>20</sup>

Dieses Verständnis der Nutzenfreundschaft, in der die Bezeichnung »Freund« mitunter auch als Synonym für »Gönner« oder »Patron« fungiert,<sup>21</sup> wird bereits in Montaignes wirkmächtigem Essay *Von der Freundschaft* (1580) der ›idealen‹ und ›wahren‹ Freundschaft entgegengesetzt, die bloß selten zu finden sei. Bei alltäglichen, strategisch gewählten Beziehungen, so Montaigne, müsse man stets »wachsam bleiben und auf der Hut sein«, weil jederzeit die Möglichkeit bestehe, dass der Freund zum Feind werde. Bloß in der »höchsten Freundschaft« herrsche vorbehaltlose Offenheit.<sup>22</sup> Es gibt demnach einen Freundschaftstypus, bei dem das potenzielle Ende bereits im Moment der Anbahnung der Beziehung immer schon mitgedacht wird und das Verhalten bestimmt.

Tatsächlich ist das Ende einer Freundschaft auch in solchen strategischen Konstellationen nicht unproblematisch, es kann allerdings sehr viel pragmatischer vollzogen werden. Als es im April 1730 zum Bruch zwischen Johann Christoph Gottsched und seinem Gönner, dem Dresdener Hofdichter Johann Ulrich König, kommt, erhält Gottsched einen Brief von dessen Bruder Jakob Bernhard, der darlegt, weshalb er künftig nicht mehr auf Königs Freundschaft und Unterstützung zählen könne. Einerseits seien König Gerüchte zu Ohren gekommen, dass Gottsched sich in Leipziger Kreisen negativ über ihn geäußert habe, andererseits störe er sich an einigen Passagen der *Critischen Dichtkunst*, die er als Angriff auf seine eigenen poetischen Projekte verstehen müsse. Dieses illoyale Verhalten, so Jakob Bernhard, habe bei seinem Bruder zunächst »einige Kaltsinnigkeit« erweckt, zuletzt aber dazu geführt, dass Gottsched sich dessen Freundschaft end-

19 Mit diesem Motiv der Dreiecksbeziehung befasst sich die Studie von Eckhardt Meyer-Krentler, *Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur*, München 1984, S. 89: »Es gibt im 18. und 19. Jahrhundert keinen Erzähltext eines deutschen (männlichen!) Autors, wo der Begriff ›Freundschaft‹ oder ›Freund‹ irgendwie im Titel auftaucht und dann nicht die Dreieckskonstellation ›Zwei Freunde und eine Frau‹ thematisiert wird.«

20 Art. »Freundschaft«, in: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Sp. 1838.

21 Vgl. Erdmut Jost, *Eintrittskarte ins Netzwerk. Prolog zu einer Erforschung des Empfehlungsbriefes*, in: *Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung* (= *Kleine Schriften des IZEA* 4/2012), hg. von Erdmut Jost und Daniel Fulda, Halle 2012, S. 103–143, hier S. 109.

22 Michel de Montaigne, *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett, Frankfurt a.M. 1998, S. 102.

gültig »verschertz[t]« habe.<sup>23</sup> Die »aufrichtigste Freundschaft«, die König seinem Klienten noch wenige Monate zuvor versichert hatte, wird stellvertretend durch den Bruder beendet.<sup>24</sup>

Neben seinem sachlichen Ton ist an diesem in Vertretung abgefassten Trennungsbrief auch bemerkenswert, welche weitreichenden Folgen er nach sich gezogen hat. Gottsched verzichtet, entgegen der Forderung Jakob Bernhard Königs, auf eine schriftliche Entschuldigung bei dessen Bruder. Daraufhin wächst sich der Streit zu einer öffentlichen Angelegenheit aus. Es kommt zur literarischen Parteienbildung: König macht in Dresden gegen Gottsched Stimmung und koaliert Ende der 1730er Jahre im Literaturstreit mit den Schweizern Johann Jacob Bodmer und Johann Jakob Breitinger; Gottsched wiederum findet vor allem in Leipzig Unterstützer, die bereit sind, seine persönlichen Feindschaften publizistisch stellvertretend für ihn auszutragen. In seinen Schriften fallen polemische Spitzen über die Sippe der Hofdichter im Allgemeinen oder über König im Besonderen.<sup>25</sup> Zusätzlich verkompliziert wird der Sachverhalt durch ein drittes Lager um den Hamburger Dichter Barthold Heinrich Brockes, das in den Gefechten zwischen Dresden, Leipzig und Zürich in wechselnden Allianzen mitmischt.<sup>26</sup> Der Fall macht deutlich, dass Freundschaft innerhalb von gelehrten Netzwerken niemals bloß eine Sache zwischen zwei Einzelpersonen ist, sondern üblicherweise eine ganze Reihe weiterer Sozialkontakte einschließt und tangiert.<sup>27</sup> Johann Bernhard König weist auf diesen Umstand ganz dezidiert hin, wenn er Gottsched prophezeit, dass sein Verhalten bei allen »besondere[n] Freund[en]« seines Bruders eine solche »Abscheu« erwecken werde, dass seine Karrieremöglichkeiten an der Universität davon empfindlich gestört werden dürften.<sup>28</sup> Eine kurze Liste mit Namen, auf deren Freundschaft Gottsched künftig nicht mehr zählen könne, fügt König direkt mit an.

23 Brief von Jakob Bernhard König an Gottsched vom 21. April 1730, in: Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Gottsched, Bd. 1, hg. und bearbeitet von Detlef Döring, Rüdiger Otto und Michael Schlott, Berlin und New York 2007, S. 359 und S. 361.

24 Brief von Johann Ulrich König an Gottsched vom 9. Januar 1730, in: ebd., S. 290.

25 Vgl. zu Gottscheds Polemik gegen die »Hofpoeten« etwa seine Vorrede, in: Herrn Benjamin Neukirchs, weiland Marggräfl. Brandenburg-Anspachischen Hofraths, auserlesene Gedichte aus verschiedenen poetischen Schriften, gesammelt und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Johann Christoph Gottscheden, Regensburg 1744, o.S.

26 Vgl. Steffen Martus, Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild, Berlin 2015, S. 507 ff.

27 Diesen Punkt betont Wilfried Barner, Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zu ihren traditionellen Voraussetzungen, in: Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert, hg. von Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino, Tübingen 1991, S. 23–45.

28 Brief von Jakob Bernhard König an Gottsched vom 21. April 1730, S. 361.

Kommt es in der Gelehrtenrepublik zum öffentlichen Bruch zwischen zwei Freunden, sind die gemeinsamen Bekannten gezwungen, sich zu positionieren und Stellung für die eine oder andere Partei zu beziehen. Diese Dynamik ist nicht bloß charakteristisch für sogenannte »Nutzenfreundschaften«,<sup>29</sup> sondern setzt sich in literarischen Kreisen auch unter den Bedingungen eines empfindsamen Freundschaftsdiskurses, der sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Gegenentwurf zu den als pragmatisch eingestuften Allianzen herausbildet, fort.<sup>30</sup> Obwohl viele Autoren des mittleren und späten 18. Jahrhunderts auf der Intimität und Einzigartigkeit ihrer Freundschaften insistieren, verdankt sich bereits deren Anbahnung häufig einer transitiven Logik: »Wenn x der Freund von y und y der Freund von z ist, dann ist auch x der Freund von z.«<sup>31</sup> Freundschaft ist in der Regel keine binäre, sondern mindestens eine trianguläre Sozialform. Dementsprechend haben auch am Bestehen einer Freundschaft weit mehr Personen ein Interesse als die beiden Hauptakteure. Die gemeinsamen Verbindungen können sich positiv auf das Fortbestehen einer Beziehung auswirken oder aber deren Scheitern befördern.

Letzteres gilt für eine Freundschaft, von der im Nachhinein kaum noch bekannt ist, dass sie einmal existierte: die Beziehung zwischen Friedrich Nicolai und Christian Adolph Klotz. Bis zu dem Zeitpunkt, als Klotz sein Konkurrenzprojekt zu Nicolais *Allgemeiner Deutscher Bibliothek* gründete – die Rezensionsschrift *Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften* –, und bevor der antiquarische Streit zwischen Lessing und Klotz ausbrach, standen die beiden in einem freundschaftlichen Briefverkehr.<sup>32</sup> Sie teilten mehrere Bekannte, unter anderem Gleim, Christian Felix Weiße und auch Lessing. Anfangs ist der Briefwechsel zwischen Klotz und Nicolai von einem emphatischen Ton geprägt. Erst 1768, nachdem sich der Hallenser Kreis um Klotz immer stärker als kritische Gegenstimme zu den Berliner Aufklärern profiliert und in Nicolais *Bibliothek* umgekehrt kritische Rezensionen zu Klotz erscheinen, kommt es zum offenen Bruch.<sup>33</sup> Klotz

29 Vgl. Barner: Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert, S. 42.

30 Zu diesem Diskurswechsel siehe Nikolaus Wegmann, *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1988, bes. S. 56–70.

31 Carlos Spoerhase, *Das Format der Literatur*, Göttingen 2018, S. 76.

32 Vgl. zu dem Ende der Beziehung zwischen Nicolai und Klotz auch Rainer Falk, »nach meinem System von der Freundschaft«: Gleim, Nicolai, Klotz und der Stil ihrer Briefe, in: *Rituale der Freundschaft*, hg. von Klaus Manger und Ute Pott, Heidelberg 2006, S. 101–116.

33 Vgl. Antoine Magen, »Ewr: hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener Klotz«. Christian Adolf Klotz (1738–1771) und sein gelehrtes Netzwerk, dargestellt anhand eines Briefes, in: *Zeitschriften, Journalismus und gelehrte Kommunikation im 18. Jahrhundert. Festschrift für Thomas Habel*, hg. von Claire Gantet und Flemming Schock, Bremen 2014, S. 77–87, hier S. 78f.

verlangt von Nicolai schriftlich, er solle ihm alle seine Briefe zurückschicken, damit »nicht die geringste Spuhr« ihrer einstigen Freundschaft »übrig sey«. <sup>34</sup> Die Rückgabe der Briefe soll das freundschaftliche Bündnis nicht nur aufheben, sondern gleichsam ungeschehen machen.

Nicolai attestiert Klotz in seinem Antwortschreiben prompt, seine »ganze Freundschaft« habe von jeher bloß darin bestanden, »daß Sie anstatt Hochedler Hochgeehrter Herr zu schreiben der Mode wegen, den Brief anfangen: Werther Freund Verehrungswürdiger Freund liebster Freund!« <sup>35</sup> Als Klotz ihm versprach, seine Freundschaft werde »trotz aller gelehrten Zwistigkeiten ewig dauern«, habe er lediglich die Rhetorik der Empfindsamkeit bedient. <sup>36</sup> Damit zieht Nicolai in Zweifel, dass es sich bei dem Verhältnis überhaupt um eine echte Freundschaft gehandelt habe. Die »alzugroße Süßigkeit« von Klotz' frühen Briefen sei bloße Heuchelei gewesen, die nie mit wahrer Zuneigung und Verbindlichkeit korrespondierte. <sup>37</sup> Vor diesem Hintergrund macht Nicolai Klotz einen pragmatischen Vorschlag. Da die Korrespondenz zwischen den beiden »noch nicht geendigt sey«, könne man nun zu einem unpersönlicheren Kommunikationsmodus übergehen: »Da wir nicht mehr Freunde sind, muß itzt bey uns alles nach der Etiquette gehen. Sie wissen, wenn große Herren sich entzweyen, so hören die vertraulichen Handschreiben auf, und erfolgen Canzleyschreiben.« <sup>38</sup>

Nach dieser Episode bricht die Korrespondenz zwischen Nicolai und Klotz endgültig ab. Das Angebot einer Fortsetzung des Briefverkehrs auf einer anderen, formelleren Ebene ist offenbar weder für den Absender noch für den Empfänger eine ernsthafte Option. Dennoch ist der Verweis auf die »Etiquette« mehr als bloßer Zynismus. Nicolais Brief ist ein Plädoyer dafür, unverbindliche, strategische Beziehungen mit einem Klienten nicht – wie er es Klotz unterstellt – durch eine enthusiastische, emotionalisierte Rhetorik als intime Freundschaften zu tarnen. Von dieser empfindsamen »Mode« distanziert sich der Berliner Aufklärer und votiert stattdessen für einen »moralischen Pragmatismus«, <sup>39</sup> der es erlaubt, bei der Adressierung von intimen Freunden, flüchtigen Bekannten und rein geschäftlichen Korrespondenzen im Ton stärker zu differenzieren. Aus dieser Perspektive müssen auch Unstimmigkeiten zwischen zwei Personen nicht notwendig das Ende jeglicher Kommunikation bedeuten. Ebenso wie der Zweck

34 Brief von Klotz an Nicolai vom 9. Oktober 1768, Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Nicolai, Bd. 39.

35 Einwurf eines Briefs von Nicolai an Klotz vom 4. November 1768, Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Nicolai, Bd. 39.

36 Ebd.

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Rainer Falk, »nach meinem System von der Freundschaft«, S. 113.

einer Freundschaft für Nicolai nicht darin besteht, »zu wetteifern, wer seinem Freunde schmeichelndere Complimente machen könnte«, müsse nicht jeder direkt zum »Feind« erklärt werden, der die eigenen Ansichten nicht teilt und »nicht mit ähnlichen Enthusiasmus, des geliebten Gönners Werke als Meisterstücke anpreisen kann«. <sup>40</sup> Es gibt vielmehr eine pragmatische Ebene des Austauschs, die jenseits von enthusiastischer Freundschaft und erbitterter Feindschaft angesiedelt ist und die trotz inhaltlicher Differenzen aufrechterhalten werden kann.

## II. Das Netzwerk der Freundschaft

Tatsächlich gibt es im 18. Jahrhundert mehrere Fälle, bei denen die Kündigung der Freundschaft nicht zum vollständigen Kontaktabbruch geführt hat. Die Chance, dass eine Beziehung auch nach dem Ende der Freundschaft fortgeführt wird, hängt wesentlich von der Stabilität des gemeinsamen Netzwerks ab. Gibt es eine hohe Anzahl gemeinsamer Sozialkontakte, können auch zerbrochene Freundschaften mitunter als alternative Beziehungsformen weitergeführt werden oder sich sogar nach und nach wieder regenerieren. Dabei muss es sich nicht notwendig um enge Freundschaften handeln. Gerade die sogenannten »schwachen« Beziehungen – also flüchtige Bekannte, zu denen keine intensive emotionale Bindung besteht<sup>41</sup> – tragen häufig wesentlich zur Stabilität eines Netzwerks bei.<sup>42</sup>

Im Jahr 1768 kommt es zwischen Gleim und Anna Louisa Karsch zu einer schweren Auseinandersetzung, weil Karsch – wie viele Personen in Gleims Umfeld – dessen publizierten Briefwechsel mit dem einundzwanzig Jahre jüngeren Johann Georg Jacobi als anstößig empfindet. Nach Karschs Ansicht werden in den Briefen »zu viel Küße« und zu viele »Tändeleien« ausgetauscht, die zwar »im geschriebnen brieffe angingen«, in »gedruckten« aber »unaußstehlich« seien.<sup>43</sup> Gleim ist von Karschs Kritik, die auch eine implizite Unterstellung homosexueller

40 Friedrich Nicolai, Vorrede, in: Thomas Abbts vermischte Werke. Dritter Theil, welcher einen Theil seiner freundschaftlichen Correspondenz enthält, neue und mit Anmerkungen Moses Mendelssohns vermehrte Auflage, Berlin und Stettin 1782, o.P.

41 Vgl. zum Konzept der starken und schwachen Verbindungen den grundlegenden Aufsatz von Marc Granovetter, *The Strength of Weak Ties*, in: *American Journal of Sociology*, 78 (1973), H. 6, S. 1360–1380.

42 Vgl. Christine B. Avenarius: *Starke und schwache Beziehungen*, in: *Handbuch Netzwerkforschung*, hg. von Christian Stegbauer und Roger Häußling, Wiesbaden 2010, S. 99–111, hier S. 107.

43 Brief von Anna Louisa Karsch an Johann Wilhelm Ludwig Gleim vom 18.07.1768, in: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim, hg. von Regina Nörtemann und Ute Pott, Bd. 1, Göttingen 1996, S. 312 und S. 314.

Neigungen enthält, so entrüstet, dass er ihr kurzerhand die Freundschaft kündigt: »Madame, wir sind beyde keine Freunde mehr, und können es nie wieder seyn!«<sup>44</sup> Dennoch bricht der Briefverkehr an diesem Punkt nicht ab. Obwohl Gleim seiner Briefpartnerin mitteilt, dass nach seiner Auffassung zwei »entzweyete Freunde nimmer wieder zu dem höchsten Grade der Freundschaft gelangen« können, bleiben die beiden in Kontakt.<sup>45</sup> Allerdings geht Gleim zu einem anderen Ton, einer veränderten Anrede (»Madame«) und einer neuen Form der Unterzeichnung über: »[I]ch bin nur, und kan nichts anderes seyn, Madame, Ihr ergebenster dienstwilliger Diener Gleim.«<sup>46</sup>

Gleim bringt die Möglichkeit, dass »wir uns selten oder gar nicht« mehr schreiben, durchaus ins Spiel, ohne allerdings die Korrespondenz einseitig aufzukündigen.<sup>47</sup> Der Ton ist in der Folgezeit distanziert, aber der Austausch bleibt regelmäßig. Dass sich die Beziehung zwischen Karsch und Gleim nach einiger Zeit doch wieder erholt, ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass Karsch sich über Monate hinweg gezielt bemüht, Anknüpfungspunkte zu finden. Dies geschieht vor allem über die Bezugnahme auf gemeinsame Freunde und Bekannte. In der Zeit des Zerwürfnisses »wimmeln die Briefe der Karschin nur von Episoden über die verschiedensten Personen.«<sup>48</sup> So erwähnt Karsch nicht nur wiederholt gemeinsame Freunde wie Johann Georg Sulzer oder Heinrich Wilhelm Bachmann, sondern richtet auch Grüße und Empfehlungen von Personen aus den höfischen und adligen Berliner Kreisen aus.<sup>49</sup> Die Nennung von Personen aus dem gemeinsamen Netzwerk dient offenbar dazu, »Anhaltspunkte zu finden«, die eine Wiederannäherung mit Gleim ermöglichen sollen.<sup>50</sup> Diese Strategie erweist sich langfristig als erfolgreich: Die Verbindung zwischen Gleim und Karsch bleibt auch über eine längere Phase des distanzierten Briefverkehrs erhalten und nimmt nach einer persönlichen Aussprache schließlich sogar wieder einen freundschaftlichen Ton an.<sup>51</sup>

44 Brief von Gleim an Karsch vom 8. Oktober 1768, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 331.

45 Brief von Gleim an Karsch vom 7. September 1768, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 326.

46 Brief von Gleim an Karsch vom 8. Oktober 1768, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 332.

47 Ebd., S. 331.

48 Regina Nörtemann: Nachwort, in: »Mein Bruder in Apoll«. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim, hg. von Regina Nörtemann und Ute Pott, Bd. 2, Göttingen 1996, S. 523–555, hier S. 534.

49 Vgl. etwa Karschs Briefe vom 14. Februar und vom 17. August. 1769, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 2, S. 6 und S. 10.

50 Nörtemann: Nachwort, S. 534.

51 Erst nach längerer Zeit adressiert Gleim Karsch wieder als »Freundin«, kehrt allerdings auch danach bei Unstimmigkeiten immer wieder zur Anrede »Madame« zurück. Vgl. etwa die Briefe von Gleim an Karsch vom 27. Juni 1770 und vom 23. Januar 1773, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 2, S. 14 und S. 33.

Für Klotz und Nicolai, deren Freundeskreise Ende der sechziger Jahre immer mehr den Charakter zweier entgegengesetzter Lager annehmen, gibt es diese Option nicht. In dem Moment, in dem Nicolai und Lessing öffentlich eine »Kriegserklärung« an Klotz formulieren und jeden persönlichen Kontakt mit ihm beenden,<sup>52</sup> werden die gemeinsamen Freunde und Bekannte in die Auseinandersetzung mit hineingezogen. Das Zerwürfnis ist nun keine private Angelegenheit mehr, sondern ein publizistisches Ereignis. Gleim, der die Absicht hat, sich neutral zu verhalten, wird dafür von Nicolai und Lessing scharf kritisiert. Lessing wirft ihm vor, in der Angelegenheit ein »allzugeflissendliches Stillschweigen« an den Tag zu legen und bedeutet ihm, dass ein neuer Freund wie Klotz die alten Freunde niemals »abrogieren« dürfe: »Wenn ich Ihre Freundschaft jemals gehabt habe, und ich bin überzeugt, daß ich sie gehabt habe: so habe ich sie noch.«<sup>53</sup> Gleim wird im Namen der Freundschaft genötigt, Stellung zu beziehen und sich loyal zu verhalten. Lessing erinnert ihn unmissverständlich daran, dass eine wahre Freundschaft nicht beendet oder von einer neuen verdrängt werden könne. Während Gleim sich bemüht, Lessings Vorwürfe zu beschwichtigen, kommt es mit Nicolai, der Gleim ähnliche Vorwürfe macht, zu einer fast zwanzigjährigen Briefpause.<sup>54</sup>

Auch andere Freunde Lessings und Nicolais sind mit Loyalitätskonflikten konfrontiert: Christian Gottlob Heyne etwa zeigt sich besorgt, dass Lessing ihm infolge einer Stellungnahme in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*, die Lessings Positionen widerspricht und Klotz in einem Punkt recht gibt, seine »Achtung und Freundschaft entziehen« werde.<sup>55</sup> Ähnliche Befürchtungen teilt auch Lessings Studienfreund Christian Felix Weiße.<sup>56</sup> Das Ende einer literarischen Freundschaft tangiert, gerade wenn es öffentlich ausgetragen wird, nicht bloß zwei Personen, sondern gleichermaßen deren soziales Umfeld. Freundschaften unter Gelehrten, auch solche, die von den beteiligten Akteuren als intime Zweierbeziehung charakterisiert werden, sind weder exklusiv noch gänzlich privat. Die empfindsame Freundschaft, die sich von der pragmatischen Nutzenfreundschaft programmatisch abgrenzt, hat von ihrem Ende her betrachtet mehr mit den traditionellen,

52 Brief von Lessing an Nicolai vom 5. Juli 1768, in: Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe in zwölf Bänden, Band 11/1: Briefe von und an Lessing 1743–1770, hg. von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Georg Braungart und Klaus Fischer, Frankfurt a.M. 1987, S. 526.

53 Brief von Lessing an Gleim, in: Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe in zwölf Bänden, Band 11/1: Briefe von und an Lessing 1743–1770, S. 664 f.

54 Vgl. Falk, »nach meinem System von der Freundschaft«, S. 109.

55 Brief von Heyne an Lessing vom 17. Oktober 1768, in: Gotthold Ephraim Lessing: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Band 11/1: Briefe von und an Lessing 1743–1770, S. 550.

56 Vgl. Barner, Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert, S. 42.

»zweckorientierten literarisch-gelehrten Freundschafts-Netze[n]« gemeinsam als die Protagonisten selbst zuweilen behaupten.<sup>57</sup>

Dies führt auch das Ende der Freundschaft zwischen Gleim und Karl Wilhelm Ramler vor Augen, das in die Mitte der 1760er Jahre fällt. Vorausgegangen sind der Trennung mehrere Unstimmigkeiten und wechselseitige Kränkungen: Gleim gingen Ramlers Eingriffe bei der Herausgabe der Gedichte des 1759 verstorbenen gemeinsamen Freundes Ewald Christian von Kleist sowie der Werke von Johann Nikolaus Götz zu weit, zudem fühlte er sich von den beiden Editionsprojekten ausgeschlossen.<sup>58</sup> Den eigentlichen Ausgangspunkt der Trennung bildet allerdings eine minutiöse Kritik Gleims an einer alkäischen Ode, die Ramler kurze Zeit später durch eine ebenso schonungslose Kritik von Gleims Fabeln erwidert. Die Praxis der freundschaftlichen Kritik, die zwischen Gleim und Ramler über Jahre etabliert worden war, kommt hier an ihre Grenzen: Während Gleim an keiner Zeile von Ramlers Ode ein gutes Haar lässt und seinen Anmerkungen eine Länge verleiht, die in keiner Proportion mehr zu dem Gedicht steht, belässt Ramler es umgekehrt nicht mehr bei ästhetischen Argumenten, sondern wirft Gleim fehlenden Fleiß, mangelnde Originalität und Heuchelei vor: Er bescheinigt seinem Freund, »erbettelte Reime« und »abgenutzte Erfindungen« zu gebrauchen, eine falsche »Miene der Frömmigkeit« aufzusetzen und sich in den Fabeln »allzusehr« als »Schmeichler« zu offenbaren.<sup>59</sup>

Gleim ist von dem »beleidigende[n] Ton« dieser Kritik schwer getroffen,<sup>60</sup> Ramler hingegen wirft seinem Freund übermäßige Sensibilität vor: »[W]erden Sie wohl einen Wink von Ihrem Ramler leiden? ach nein, Sie leiden nichts! sie sind wirklich zu –«. <sup>61</sup> Für Gleim schlägt dies »dem Faß den Boden aus«. Er erklärt die Freundschaft für beendet: »So ganz abscheulich zeigt mein so sehr von mir geliebter Ramler sich [...], daß ich's nicht ertragen kann, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abscheuliche Bild dessen, der mein

57 Ebd., S. 40. Dass die emphatische Freundschaftssemantik des 18. Jahrhunderts dazu verführt, Abhängigkeiten und pragmatische Aspekte der Beziehungen zu übersehen, betont aus einer netzwerktheoretischen Perspektive Nacim Ghanbari, Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung, in: *iasl* 38/2 (2013), S. 315–335.

58 Vgl. David Lee: Karl Wilhelm Ramler, in: »Sie sind ein ungestümer Freund«. Menschen um Gleim I, hg. von Gerlinde Wappler, Oschersleben 1998, S. 152–165, hier S. 161 ff.

59 Brief von Ramler an Gleim, Anfang Oktober 1764, online verfügbar unter <http://digishelf.de/ppnresolver?id=676573126> (10.11.2019).

60 Brief von Gleim an Ramler vom 26. Oktober 1764, online verfügbar unter <http://digishelf.de/ppnresolver?id=676602908> (10.11.2019).

61 Brief von Ramler an Gleim vom 22. Dezember 1764, online verfügbar unter <http://digishelf.de/ppnresolver?id=676573150> (10.11.2019).

Freund war.«<sup>62</sup> Nach diesem Abschiedsbrief tauschen die beiden im Jahr 1765 noch zwei Briefe aus, in denen sie sich – ähnlich wie bei dem Bruch zwischen Karsch und Ramler – nicht mehr als »Freunde«, sondern als »Herren« adressieren und als »Diener« unterzeichnen. Danach ist der Briefwechsel vorläufig beendet.

Doch das Ende der Freundschaft zwischen Gleim und Ramler hat ein öffentliches Nachspiel. Karsch, die vergeblich versucht, das »mißverständniß« zwischen den beiden aus dem Weg zu räumen,<sup>63</sup> berichtet Gleim im Februar 1768, dass das Zerwürfnis zunehmend durch Stellvertreter ausgetragen werde und sich zu einem publizistischen Streit entwickle. Anlass ist eine negative Besprechung von Ramlers Anthologie *Lieder der Deutschen* (1766) in Klotz' *Deutscher Bibliothek*, die sich in derselben Ausgabe lobend über Gleims *Neue Lieder* (1767) äußert.<sup>64</sup> Das Berliner Publikum, so Karsch, sei aufgrund dieser eindeutigen Parteinahme davon überzeugt, dass Gleim »wenigstens an der Verurtheilung der Rammlerischen Muse ohngefähr so viel Antheil« habe »als Cäsar an dem Morde Seines großen Nebenbuhlers [...]«. Denn die Rezensionen würden aus Sicht der Leser den Eindruck vermitteln, dass die *Bibliothek* im Streit zwischen Gleim und Ramler »de[m] ersten ein Opfer durch den Angriff des andern [...] bringen« möchte.<sup>65</sup>

Gleim begegnet dem Verdacht, öffentlich gegen Ramler Stimmung zu machen, indem er dem ehemaligen Freund einen vollständig in der dritten Person abgefassten Brief schreibt, in dem er beteuert, dass der »alte Freund« Gleim sich niemals der üblen Nachrede schuldig gemacht habe: »Ramler der Dichter wird noch immer von Gleim dem alten Freunde hochgeschätzt und bewundert!« Auch von »Ramler dem Kunstrichter und Ramler dem Freunde« habe der »Freund« Gleim immer »mit der äußersten Behutsamkeit« gesprochen. »Gegen keinen Menschen sprach er mit Falschheit [...]. Ramler ist glücklich wenn er ebenfalls ein so gutes Gewißen hat wie Gleim!«<sup>66</sup> Durch die distanzierte Rede von sich selbst als »altem Freund« Ramlers nimmt Gleim eine Trennung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit der eigenen Person vor – mit der Pointe, dass der Teil Gleims, der einmal Ramlers Freund war, zwar nicht mehr existent ist, aber dennoch das Verhalten gegenüber Ramler weiterhin bestimmt. Gleim handelt,

62 Brief von Gleim an Ramler vom 4. Januar 1765, online verfügbar unter <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676602924> (10.11.2019).

63 Brief von Karsch an Gleim vom 27. Februar 1768, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 299.

64 Vgl. dazu die Rezensionen zu Ramlers *Liedern der Deutschen* und zu Gleims *Neuen Liedern* in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, Erster Band, Zweytes Stück (1767), S. 108–140 und S. 176–178.

65 Brief von Karsch an Gleim vom 27. Februar 1768, in: »Mein Bruder in Apoll«, Bd. 1, S. 299.

66 Brief von Gleim an Ramler vom 27. April 1769, online verfügbar unter <http://digishelf.de/ppnresolver?id=676602959> (10.11.2019).

mit anderen Worten, immer als Freund, der er einmal war, ohne sich aber gegenwärtig als Freund Ramlers zu verstehen. Durch dieses kommunikative Paradox wird die Verbindlichkeit und Verlässlichkeit der aufgekündigten Freundschaft gegen die aktuelle Sachlage noch einmal bestätigt. Die Pflicht, als »Freund« zu handeln, so kann man Gleims Brief verstehen, endet niemals, sondern ist unaufhebbar – selbst wenn die Freundschaft keinen Bestand mehr hat.

### III. Die zwei Körper des Freundes

Damit ist eine zentrale Problematik des empfindsamen Freundschaftsdiskurses angesprochen: Wer eine Freundschaft beendet, setzt sich damit dem Verdacht aus, nie ein wahrer Freund gewesen zu sein. Denn ein wahrer Freund darf seine Freundschaft – wie Möser eingangs zitierte *Politick der Freundschaft* darlegt – unter keinen Umständen entziehen. Wie wirkmächtig diese Vorstellung im 18. Jahrhundert war, zeigt sich insbesondere daran, wie oft sie zum Gegenstand literarischer Darstellungen gemacht wurde.<sup>67</sup> Lessings Lustspiel *Damon oder die wahre Freundschaft* (1747) etwa bildet zu der von Möser formulierten Regel das dramatische Paradigma in Reinform. Die Ausgangssituation des Dramas ist eine unfreiwillige Konkurrenzsituation: Der Protagonist Damon und sein Freund Leander sind beide in eine junge Witwe verliebt, die sich zwischen den beiden Bewerbern noch nicht entschieden hat.

Als Damon und Leander sich dieser Lage bewusst werden, geraten sie in einen Konflikt zwischen Liebe und Freundschaft, der zunächst zugunsten der Freundschaft auszufallen scheint. Sie werden »in ihrem Bestreben«, der Witwe zu gefallen, »nachlässiger« und reden gegenseitig »dem andern das Wort, Damon dem Leander, und Leander dem Damon«. <sup>68</sup> Als die Witwe jedoch den Entschluss fasst, denjenigen der beiden Freunde zum Ehemann zu wählen, dessen Handelsschiffe mit größerem Profit das Festland erreichen, vergisst Leander seine Prinzipien und hintergeht seinen Freund. Im Glauben, seine eigenen Schiffe wären gesunken, bringt er den nichtsahnenden Damon dazu, »Schaden und Gewinn« seines Handels mit ihm zu teilen, um dadurch vorgeblich das perfide Zufallsprinzip, das die Witwe zur Grundlage ihrer Entscheidung gemacht hat, zu durchkreuzen.<sup>69</sup> Auf diese Weise hofft Leander, am Ende mit Frau und Reichtümern nach Hause zu ziehen. Doch

67 Vgl. dazu Meyer-Krentler, *Der Bürger als Freund*.

68 Gotthold Ephraim Lessing, *Damon, oder Die wahre Freundschaft*. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, in: ders., *Werke*, Erster Band. Gedichte, Fabeln, Lustspiele, hg. von Herbert G. Göpfert, München 1970, S. 705–732, hier S. 708.

69 Ebd., S. 722.

sein Plan scheitert: Als die Witwe von der »Falschheit« Leanders erfährt, entscheidet sie sich gegen ihren ursprünglichen Plan für den treuen Damon.<sup>70</sup>

Entscheidend ist allerdings weniger diese misslungene Probe auf die Freundschaft als die Art und Weise, wie Damon mit dem Betrug seines Freundes umgeht, als er davon erfährt. Während Leander Damon »vor Scham« »fliehen« möchte und eine Vergebung für »unmöglich« hält, ist Damon sofort bereit, Leander zu verzeihen: »Es ist Ihnen schon alles verziehen. Bleiben Sie da, mein Freund. Sie haben sich übereilet. Und diese Übereilung hat der Mensch, und nicht der Freund, begangen.«<sup>71</sup> Der »Mensch« Leander, nicht der »Freund«, hat eine moralische Schwäche gezeigt. Ähnlich wie bei Gleim kommt es auch bei Lessing zur Spaltung der Person in den »Freund« und einen anderen Teil. Der Freund hat gleichsam zwei Körper: einen ideellen, unsterblichen und einen fehlbaren, endlichen. Während Gleim diese Hilfskonstruktion allerdings dazu nutzt, um sich selbst als Freund zu präsentieren, der auch nach dem Ende der Beziehung noch seine freundschaftlichen Pflichten erfüllt, ermöglicht die Differenz zwischen dem Freund und dem Menschen in Lessings Drama den Akt der Vergebung. Der einzige Makel des Freundes besteht darin, dass er auch »Mensch« ist. Aus eben diesem Grund trifft ihn als Freund aber nur bedingte Schuld.

In realen Freundschaften ist die Lage allerdings etwas komplexer. Selbst wenn man die Unterscheidung zwischen dem perfekten Freund und dem imperfekten Menschen akzeptiert, scheint die Bereitschaft zu verzeihen nicht immer so leicht gegeben zu sein wie in Lessings Drama. Dennoch ist bemerkenswert, dass selbst die endgültige Beendigung einer Freundschaft häufig nicht ohne diese Unterscheidung auskommt. Ein weiteres Beispiel dafür bietet die Freundschaft zwischen Johann Heinrich Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg, die im Jahr 1800 aufgrund von Stolbergs Konversion zum Katholizismus zerbricht.<sup>72</sup> Vorausgegangen ist dieser Trennung bereits eine längere Phase der Entfremdung aufgrund unterschiedlicher Haltungen zur Französischen Revolution, die von Voß begrüßt, von Stolberg hingegen höchst kritisch bewertet wurde.<sup>73</sup> Die Konversion Stolbergs zum

70 Ebd., S. 731.

71 Ebd.

72 Für eine ausführliche Darstellung zum Ende dieser Freundschaft vgl. Frank Baudach, »Also kein mündliches Lebewohl ...«. Das Ende der Freundschaft zwischen Johann Heinrich Voß und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, in: Letzte Briefe. Neue Perspektiven auf das Ende von Kommunikation, hg. von Arnd Beise und Jochen Strobel in Zusammenarbeit mit Ute Pott, St. Ingbert 2015, S. 95–116.

73 Zu diesem Konflikt siehe Jürgen Behrens, Whig und Jacobiner – zur Freund-Feindschaft von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Johann Heinrich Voß, in: Johann Heinrich Voß (1751–1826). Beiträge zum Eutiner Symposium im Oktober 1994, hg. von Frank Baudach und Günter Häntzschel, Eutin 1997, S. 163–175.

Katholizismus ist für den überzeugten Protestanten Voß schließlich der Beleg, dass sein Freund endgültig das freiheitlich-aufklärerische Denken aufgegeben haben müsse, von dem seine Jugendgedichte im Göttinger Hainbund zeugten.

Während Stolberg nach seiner Konversion das Gespräch mit Voß und dessen Ehefrau Ernestine sucht, ihnen verspricht, ganz »der alte« geblieben zu sein, und beteuert, dass ihm nach seiner Taufe »kein alter Freund [...] weniger werth« sei,<sup>74</sup> ist für das Ehepaar Voß eine Fortsetzung der Beziehung unvorstellbar. Den Abschiedsbrief an Stolberg schreibt nicht der »völlig abgespannt[e]« Voß selbst, sondern Ernestine in beider Namen. Ein »mündliches Lebewohl«, so teilt sie Stolberg mit, sei ihr und ihrem Mann unmöglich, weil dies der »bitterste Abschied« wäre, »den wir je genommen« haben. Die schriftliche Form des Abschieds scheint die Trennung allerdings nicht nur deshalb zu erleichtern, weil sie größere Distanz ermöglicht, sondern vor allem, weil sie es erlaubt, der zerbrochenen Freundschaft eine imaginäre Fortführung zu verleihen. So wie es für Gleim den ›alten‹ Freund Ramler gibt, dem er sich nach wie vor verpflichtet fühlt, existiert auch für das Ehepaar Voß ein ›alter‹ Freund Stolberg: »Wer kann den alten Stolberg so innig lieben, als wir? [...] Diesen alten Stolberg werden wir, so lange wir leben mit der innigsten Anhänglichkeit lieben! Wir werden sein Andenken, wie das Andenken eines Geschiedenen rein in unsern Herzen zu erhalten suchen, und es auch so in den Herzen unserer Kinder fortpflanzen.«<sup>75</sup>

Damit eine Freundschaft unsterblich werden kann, muss der Freund paradoxerweise für tot erklärt werden. Auf diese Weise kann er in idealisierter Form fortexistieren. Zugleich aber entlasten Johann Heinrich und Ernestine Voß sich mit dieser Erzählung von dem Vorwurf, ihren Freund verlassen und verraten zu haben. Die Freundschaft mit dem alten, ›toten‹ Stolberg hat unverbrüchlichen Bestand. Gegenüber dem neuen, lebendigen Stolberg, der ein Anderer geworden ist, bestehen hingegen keine Verbindlichkeiten mehr. Voß' Groll gegen diesen lebendigen Stolberg ging letztlich so weit, dass er ihm kurz vor dessen Tod im Jahr 1832 in einer Reihe von Streitschriften noch einmal in aller Öffentlichkeit die Freundschaft gekündigt hat.<sup>76</sup>

Die Schwierigkeit, die mit der Beendigung einer Freundschaft im 18. Jahrhundert verbunden ist, macht eine doppelte Paradoxie des Freundschaftskon-

74 Brief von Friedrich Leopold zu Stolberg an Johann Heinrich und Ernestine Voß, ohne Datum, in: Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß, hg. von Otto Hellmuth, Münster 1891, S. 294 f.

75 Brief von Ernestine Voß an Stolberg, zit. nach: Johann Heinrich Voß, Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?, in: Sophronizon oder unpartheyisch freymüthige Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik, Viertes Heft, Frankfurt a.M.1819, S. 1–113, hier S. 91.

76 Vgl. Behrens, Whig und Jacobiner; Erika Thomalla, Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains, Göttingen 2018, S. 101.

zepts ersichtlich: Erstens zeigt sich, dass Freundschaften Beziehungstypen sind, die in der Regel mehr als zwei Personen involvieren: Man ist kaum je nur ›zu zweit‹ befreundet. Bei literarischen Freundschaften hat dies zur Folge, dass die Differenz zwischen der Sphäre des Privaten und jener der Öffentlichkeit tendenziell unterlaufen wird. Bei der Beendigung der Freundschaft spaltet sich der Freund in eine öffentliche und eine private Version. Es kommt zu einem Re-Entry der Unterscheidung öffentlich/privat auf der Seite des Privaten: Gleim etwa muss nach dem Ende seiner Freundschaft mit Ramler nicht nur gegenüber dem einstigen Freund, sondern auch gegenüber dem Kunstrichter und Dichter Ramler eine neue Haltung finden. Er insistiert auf der Standhaftigkeit der eigenen Person, die nach wie vor als Freund agiere. Die Koordination der beiden Ebenen erweist sich in dem Moment, in dem die Freundschaft endet, als Herausforderung – insbesondere, wenn wie bei Gleim, Nicolai oder Lessing ein ganzes Freundschaftsnetzwerk betroffen ist. Zweitens liegt ein zentrales Problem der empfindsamen Freundschaft darin, dass sie von der Konstanz der Person und der Kalkulierbarkeit von deren Handlungen ausgeht. Wer eine Freundschaft eingeht, knüpft daran »die generalisierte Forderung, daß der andere seine Freiheit, das unheimliche Potential seiner Handlungsmöglichkeiten im Sinne seiner Persönlichkeit handhaben wird – oder genauer, im Sinne der Persönlichkeit, die er als die seine dargestellt und sozial sichtbar gemacht hat.«<sup>77</sup> Diese Forderung findet in der Aufspaltung des Freundes in einen ideellen, unsterblichen und einen fehlbaren, menschlichen Teil ihren Ausdruck, wie sie etwa Johann Heinrich und Ernestine Voß vornehmen. Weil die Wahrscheinlichkeit, dass der Erwartung charakterlicher Konstanz jederzeit nachgekommen werden kann, relativ gering ist, sind das Risiko und die Enttäuschungsanfälligkeit empfindsamer Freundschaften entsprechend hoch.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lässt sich daher in einigen literarischen Texten die Reaktivierung eines pragmatischeren Freundschaftskonzepts beobachten. Bei Autoren wie Jakob Michael Reinhold Lenz oder Johann Karl Wezel ist der Freund nicht mehr »die vollendete Gegenseitigkeit eines ›anderen Ich‹«.<sup>78</sup> Vielmehr werden Enttäuschungserfahrungen und sogar Verrat unter Freunden normalisiert, müssen gerade deshalb aber nicht mehr automatisch zum Ende der Freundschaft führen. In Wezels Roman *Belphegor* (1776) etwa zeichnen sich die Beziehungen der drei Hauptfiguren Medardus, Fromal und Belphegor dadurch aus, dass jeder der drei irgendwann einmal einen Vorteil für sich zu nutzen weiß,

77 Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 1968, S. 37.

78 Martin Kagel, *Verzicht und Verrat. Begriff und Problematik der Freundschaft bei J.M.R. Lenz*, in: »Die Wunde Lenz«. J.M.R. Lenz. Leben, Werk und Rezeption, hg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter, Bern u. a. 2003, S. 322–338, hier S. 337.

mit dem er einem seiner Freunde schadet: Fromal stiehlt Belphegor die Geliebte, Belphegor beteiligt sich an einer politischen Intrige gegen Fromal und Medardus errichtet als Herrscher des Königreichs Nieamayé ein despotisches Unrechtsregime, das auf Freundschaften keine Rücksicht nimmt. Eine Freundschaft, die nie aus »Neid« oder »Interesse« betrogen wird, kann es bei Wezel nur in »der Einsamkeit oder beständigem Elende« geben.<sup>79</sup> Am Ende des Romans leben die drei Protagonisten daher vergnügt zusammen in einer einsamen amerikanischen Kolonie und haben sich alle Verfehlungen gegenseitig vergeben: »Verzeihung geben und empfangen«, so lautet Belphegors Feststellung, »ist die Geschichte des Menschen«.<sup>80</sup> Für Belphegor und seine Freunde ist allerdings nicht mehr Möser's moralisches Gebot leitend, nach dem ein untreuer Freund nicht verlassen werden darf, weil dies gegen die freundschaftlichen Pflichten verstößt. Die Lektion, die die drei Figuren im Laufe des Romans lernen, besteht vielmehr darin, die Freundschaft von vornherein nicht mit falschen Idealen zu überfrachten.

Diese Konsequenz hat offenbar auch Gleim aus seinen gescheiterten Freundschaften gezogen. Als er mit Johann Heinrich Voß in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in eine Auseinandersetzung über die französische Revolution und die Idee der Volkssouveränität gerät, plädiert der preußische Monarchist Gleim dafür, das Thema künftig schlicht auszusparen: »Jeder sollte meynen und meynen lassen, alle streitige Politik sollte man, wie die Streittheologie bey Seit setzen; besser freylich wäre es, wenn man mit allen alles reden könnte, das ist nun aber einmal nicht!«<sup>81</sup> Diese ernüchterten Sätze, die Gleim formuliert, nachdem viele seiner engsten Beziehungen zerbrochen sind, beruhen nicht mehr auf der Vorstellung, dass in einer wahren Freundschaft jederzeit die »Sprache des Herzens und der Vertraulichkeit« herrschen müsse, die keine Zurückhaltung oder falsche Höflichkeit kennt.<sup>82</sup> Die neue Devise lautet vielmehr, dass man potenzielle Streitthemen als Gegenstand des gemeinsamen Austauschs gezielt ausschließen sollte. Freunde müssen nicht alles teilen. Solche kommunikativen »Kompromißkonstruktionen«<sup>83</sup> nehmen der Freundschaft ein wenig von ihrem Idealismus und ihrer Emphase, machen sie aber möglicherweise langlebiger. Voß zumindest musste Gleim nie die Freundschaft kündigen.

79 Johann Karl Wezel, *Belphegor oder Die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne*, Erster Theil, Leipzig 1776, S. 221 f.

80 Ebd., Zweyter Theil, Leipzig 1776, S. 291.

81 Brief von Gleim an Voß vom 16. März 1795, Bayerische Staatsbibliothek, Vossiana 53 (39).

82 *Freundschaftliche Briefe*, herausgegeben von G\*\*\*, Berlin und Stralsund 1765, Vorrede, o.S.

83 Frank Baudach, *Die Freundschaft zwischen Johann Heinrich Voß und Johann Wilhelm Ludwig Gleim*, in: *Rituale der Freundschaft*, hg. von Klaus Manger und Ute Pott, Heidelberg 2006, S. 131–146, hier S. 144.